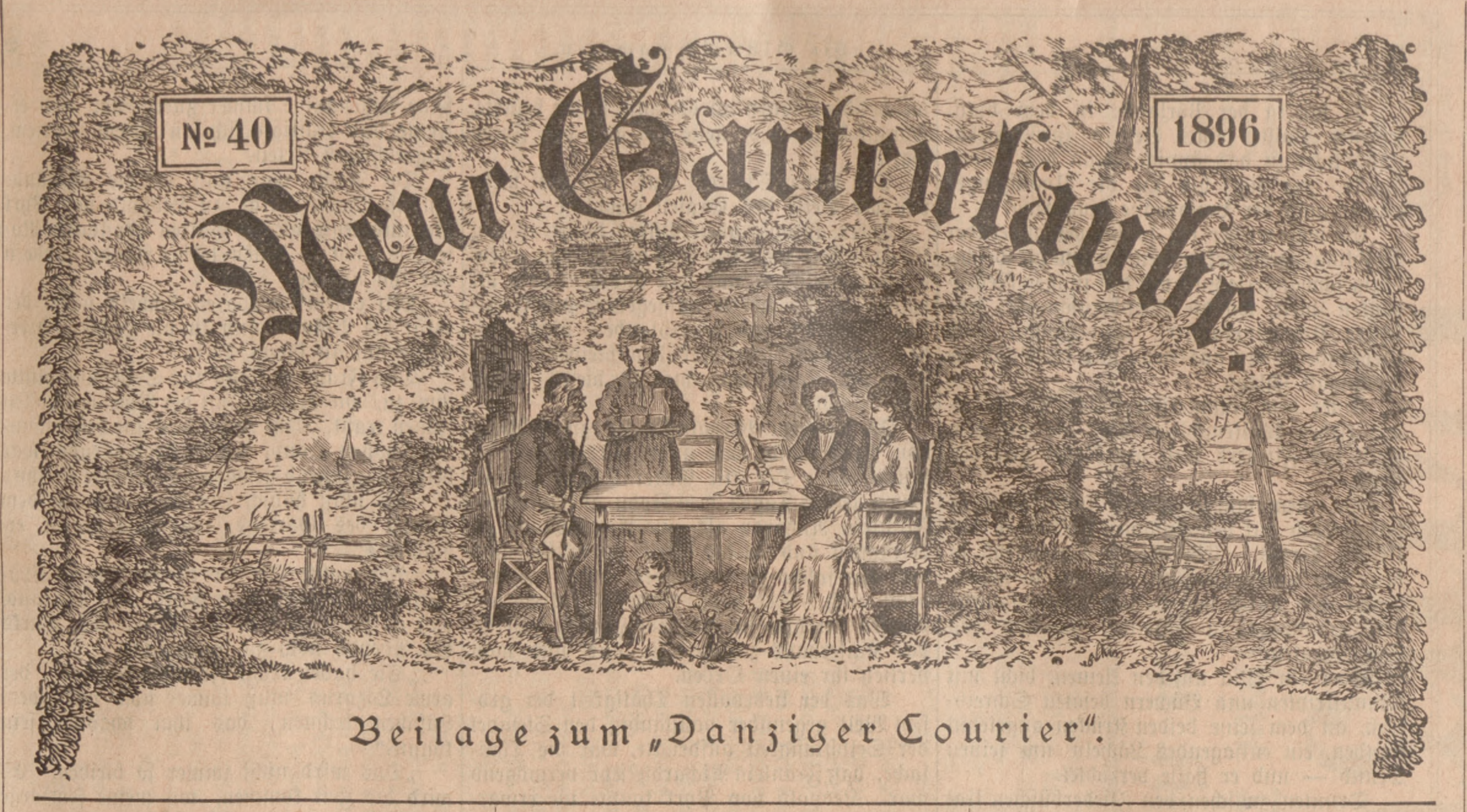


Die Glücklichmacherin.

Original-Roman von Conr. Fischer-Sallstein. [1]

I.

Einige Parkmauerlängen von der stolzen Königsvilla der Königin von Holland befindet sich ein Villenschloß, das sich mit seinen griechischen Freitreppen, seinen dorischen Säulenhallen, seinen blendend weißen Mauern wie ein griechischer Tempel erhebt.

Dieses Gebäude wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von einem österreichischen Erzherzog erbaut und ging alsdann in den Besitz des verdienten Generals Pyrk. Nach dem erst kürzlich erfolgten Tode des Generals ging das herrliche Villenschloß in Besitz des einzigen Sohnes desselben über.

Der Name des jungen Grafen ist in der Litteraturgeschichte unsrer Tage vorteilhaft eingeführt und seine lyrischen Gedichte, besonders aber seine Dramen haben mehr als gewöhnliche Beachtung gefunden.

Graf Leopold von Pyrk war bis zu dem Tage jener weltbekannten unglücklichen Schlacht in Böhmen vielleicht einer der schönsten Männer der ganzen österreichischen Armee. Seit diesem Schlachttag aber, an dem er verwundet wurde, bewegt er sich an Krücken.

Vor Jahresfrist nahm er mit seiner Pflegerin, dem Fräulein Richardy Wohnung in diesem herrlichen Paradies am Rhein. Und in der That kann es kaum ein reizenderes Fleckchen Erde geben, wo die poetische Ader des gräflichen Herrn lebhafter zum pulsieren gebracht, würdiger zum schaffen und erzeugen angeregt werden konnte, als in dem Wonnegau des Rheins.

Wenn der junge Morgen sich im Osten hinter den rebenbekränzten Höhen jenseits des Rheins erhebt, das lachende Sonnengold diese Höhen überflutet, von oben herabstrahlt auf das Azur des seidenweichen Spiegels des ewig schönen Stromes, um dort den lichten Hauch hinweg zu küssen, der wie ein lichter Schleier über der Flut schwebt, wenn dann die ruhelos abwärts strebenden Wogen glühen wie flüssiges Gold und einen feurigen Wiederschein auf die weißen Wände des Villengebäudes, auf die rebenumrankten Säulen, auf die mächtigen Bogenscheiben der Vorlaube wirft, sodaß die e wie Morgensonnen zurückstrahlen; wenn die blühenden Reben ihren resedenartigen, berauschenden Duft versenden, der sanfte West die Rosen wiegt und über dem Ganzen sich ein klarer, milder Himmel wie ein feierlicher Dom wölbt — dann schwebt die Poesie in der Luft und es bedarf nur noch des Künstlers, der mit geschicktem Griffel ihren Zauber, der so leicht vergeht, auf dem Papier festbannt.

Graf Pyrk war ein Mann von etwa fünf bis sechsunddreißig Jahren. Sein männliches Gesicht trug, trotzdem ein kühner Schnurrbart seine Lippen schmückte, durchaus keinen militärischen Zug. Die weiche Linie um seinen Mund, das dunkle, sinnende Auge kündigten einen Mann an, der für sein schweres Geschick Trost und Ersatz in seinen Büchern gefunden hat.

Nikita I., Fürst von Montenegro.

Er saß in der Vorlaube in dem blauseidenen Polster eines Sessels zurückgelehnt und blickte in das üppige Grün des kleinen Parks, der sich bis an die Umfassungsmauer nach der Landstraße hinaufzog.

Es war wieder ein solcher verzaubernder Frühlingsabend gekommen, an dem die weiche, duftgeschwängerte Luft mit den jungen Rebenranken spielt, wo die Weinbergschnecke, jene leckere Kapuzinerauster, stillvergnügt nach Liebesabenteuern auskriecht und im Busch die Nachtigall schlägt.

Unter dem träumerisch stillen Abendhimmel ziehen Wolkenschleier hin, die aus dem Duft des Flieders und der Rosen gewoben sind. —

An einem solchen Abend lustwandelt es sich herrlich auf den einsamen Kieswegen des kleinen Parks. Ein tiefes Verlangen, in denselben hinabzusteigen, um wie in gesunden Tagen durch das duftige Märchendunkel der Heckenwege zu schreiten, überkam den Dichtergrafen.

Aber ein Blick auf den kleinen, dicht mit Manuskripten und Büchern besäten Schreibtisch, an dem seine beiden Krücken angelehnt standen, ein entsagendes Lächeln um seinen Mund — und er hatte verzichtet.

Drunten zwischen den Fliederbüschen trat jetzt eine Dame hervor, welche, wie es schien, einem Diener und zwei Mädchen Befehle erteilt hatte und diese nun entließ.

Freundlich nickend blickte sie jetzt zu dem Grafen herauf. Es war eine stattliche, schlanke, junonische Frauengestalt. Sie trug eine dunkle Robe, von der sich das üppige, goldblonde Haar, welches in eine bescheidene Frisur gelegt war, beinahe leuchtend abhob.

Sie hielt einige Rosen in der Hand, welche sie in dem hintern Teil des kleinen Parks gepflückt hatte.

Das war Fräulein Richardy.

Leopold von Pyrk sagt von ihr, daß ihre großen blauen Augen ein Wunder seien. Wenn diese Augen in Erregung gerieten oder in Begeisterung aufflammten, dann schienen die großen Pupillen gespalten zu sein, wie bei der Athene des Phidias. Nur Frauen von bedeutender Seelengröße, ungewöhnliche Charaktere, die groß im lieben wie im hassen sind, haben solche Augen.

Fräulein Richardy — sie war die Tochter eines norddeutschen Beamten und lebte bei dem Ausbruch des Krieges in Prag — besaß jene Eigenschaften, die der griechische Künstler mit dem gespaltenen Blick seiner Pallas Athene hatte kennzeichnen wollen.

Niemand wird dieses Weib jemals wieder vergessen können, der ihre Thätigkeit auf dem Schlachtfeld beobachtet hatte.

Sie drang bis in die Gefechtslinie vor und trug mit starkem Arm die Verwundeten hinweg. Da fiel Graf Leopold von Pyrk an der Spitze seiner Schwadron. Fräulein Richardy hob ihn auf und trug ihn zurück. Er war schwer an beiden Hüften verwundet und ohne die rasche Hilfe des mutigen Mädchens hätte sich der Graf verbluten müssen.

Während sie den Verwundeten verband, stürmte plötzlich eine Abteilung ungarischer Reiterei, die ihre sämtlichen Offiziere vor dem Feind gelassen, in regelloser Flucht rückwärts. Sie und der Graf standen in größter Gefahr überritten zu werden.

Tollkühn, mit aufgelöstem Haar, in der rechten Hand eine Verbandsbinde schwingend, warf sie sich dem Reiterknäul entgegen und Graf Pyrk behauptete, daß es nur ihr in diesem Augenblick gewaltiges Auge war, welches die Ungarn wieder zum stehen brachte, worauf diese aufs neue sich auf den Feind warfen.

Seit dieser Stunde war sie nicht mehr von der Seite des Grafen gewichen.

Ihrer aufopfernden Pflege dankt er sein Leben. Wie ein Kind trug sie ihn von einem Schmerzenslager auf das andre. Wie oft hatten ihn die Aerzte aufgegeben, nur Fräulein Richardy gab den Glauben nicht auf, daß ihm das Leben erhalten bleiben müsse; Tag und Nacht bewachte sie dieses Leben und beschützte es.

In welchem Verhältnis sie zu Leopold von Pyrk stand, war nicht mit Klarheit zu bestimmen. Der alte General hatte noch in seinen letzten Tagen dem Sohn anempfohlen, Fräulein Richardy als eine Anverwandte zu betrachten und sie der Welt gegenüber auch als eine solche zu bezeichnen. Das geschah denn auch. Der große Verwandtenkreis des Grafen verehrte sie wie eine Heilige. Selbst das Kaiserhaus zeichnete sie aus und man verlieh ihr einen Orden.

Was der liebevollen Thätigkeit der großen Welt gegenüber vollständig den Stempel der Selbstlosigkeit aufdrückte, war die Thatsache, daß Fräulein Richardy sehr vermögend war. Leopold von Pyrk konnte nie erwarten, ihr auch nur einen Deut von den vielen geldlichen Kleinigkeiten, welche sie in den Jahren, in tausend Fällen, da und dort in Gestalt von kleinen Auslagen zum Opfer gebracht, zurückerstatten zu dürfen; nach einem dahinzielenden, fehlschlagenden Versuch wagte er es auch nicht wieder.

Als der Graf einmal die Frage aufwarf, wie es ihm denn möglich sein sollte, auch nur das geringste der ungeheuren Schuld von Liebe und Güte, die sie in den Jahren über ihn aufgehäuft abzutragen, ergriff sie mit Wärme die Hand des Patienten und gestand ihm, daß es kein größeres Glück für sie geben könnte, als ihn zu pflegen. Sie bat ihn zugleich, alle Verwandten fern zu halten, damit ihr das Glück, sich allein um ihn verdient gemacht zu haben, nicht beeinträchtigt würde.

Er willfahrte ihr diesen Wunsch, brach allen nähern Umgang mit seinen Anverwandten ab und lebte nur für sie, wie sie für ihn nur lebte.

Wie hoch Fräulein Richardy in der Achtung der gräflichen Verwandten stand, geht daraus hervor, daß sie dem Grafen Leopold den Rat erteilten, das Fräulein zur Gattin zu nehmen.

Aber dieser schüttelte den Kopf. Das Band der Liebe war es nicht, das sie zusammenhielt. Er bewunderte und verehrte sie, das Gefühl der Dankbarkeit in seiner Brust kannte keine Grenzen — aber er liebte sie nicht und war auch überzeugt, daß sie keine ähnlichen Gefühle für ihn hege.

Fräulein Richardy war ein zu thatkräftiger, ein zu männlicher Charakter, um wie ein Weib geliebt werden zu können. Ein Weib, die eines männlichen Schutzes nicht bedarf, kann auch die wahre Liebe eines Mannesherzens nicht gewinnen.

Und doch mußte es einen freien Boden geben, auf dem sich beide bewegen konnten, ohne daß Fräulein Richardy als die immer Gebende und der hilflose Graf als der ewig Nehmende erschien; und ein solches Gebiet gab es zwischen ihnen: es war das der Dichtkunst.

Fräulein Richardy schwärmte für das poetische Talent des Grafen und hielt ihn für einen Meister in seiner Kunst. Ihr las er seine Erzeugnisse immer zuerst vor und erfreute und kräftigte sich an ihrem scharfen, folgerichtigen Urteil.

Die Dame war nun in die Vorlaube hinaufgestiegen, trat zu Leopold von Pyrk hin und legte die im Garten gepflückten Rosen — nicht in dessen ledige Hände, sondern vor ihn auf den Tisch.

Mit einem dankbaren Lächeln nahm der Graf die Blumen nun in die Hand und erfreute sich an ihrem Duft.

Das Fräulein stand zur Seite und blickte ihm zu, wie er den Duft der Rose mit vollen Zügen trank. Ihr Auge, das auf dem männlich schönen Haupt des Patienten ruhte, war heiß, ja glühend geworden? Liebte sie ihn?

„Es muß hübsch sein da unten, in dem Winkel des Gartens, wo diese Rosen erblühten?"

„Ich wollte Sie zu einem kleinen Spaziergang abholen, Herr Graf, aber ich fand, daß es zwischen dem Buschwerk des Parks des Abends noch zu feucht ist."

„Sie haben recht, Fräulein Richardy, der arme Lazarus muß immer noch mit jedem Lüftchen rechnen, das ihm schädlich sein könnte."

„Das wird nicht immer so bleiben. Es wird die Zeit kommen, wo meine Fürsorge überflüssig geworden sein wird, wo Sie ohne Krücken sich bewegen und sogar wieder werden zu Pferde steigen können."

Der Angeredete schüttelte ungläubig den Kopf. „An eine so rosige Zukunft wage ich nicht mehr zu glauben. Indessen, so lange meine Lebensretterin die Hand über mich hält, werden mir auch diese Krücken leicht."

„Wird das immer sein können, Herr Graf?"

Dieser blickte überrascht auf.

„Warum erschrecken Sie mich mit einer solchen Frage, Fräulein Richardy?"

Sie trat — unruhig geworden — an die Brüstung der Vorlaube und blickte in den Park hinaus.

„Sind wir nicht schwache Menschen, denen das, was ihnen heut lieb und teuer ist, morgen lästig erscheinen kann, Herr Graf?"

„Ich verstehe Sie nicht, meine Freundin, und es sollte mir aufrichtig leid thun, Ihnen Grund zur Klage gegeben zu haben."

„Wir haben uns in so manchen Dingen nicht verstanden, aber gerade das machte ja stets unsre Kameradschaft anziehend. Ich liebe zuweilen ein wenig Zank; Sie wissen es."

Der Angeredete lächelte.

„Wir haben uns schon oft gezankt und immer wieder ist es Frieden zwischen uns geworden. Doch dazu gebricht es uns heut an Zeit."

Sie wendete sich um und sah den Sprecher fragend an. Ihr Auge war wieder ruhig geworden, in ihrem bedeutenden Angesicht lag tiefer Frieden.

„Ich habe," fuhr der Graf fort, „die Idee zu einem neuen Drama ausgesponnen und möchte sie Ihnen mitteilen."

Neben dem zierlichen Schreibtisch stand ein sogenannter Hocker mit rotem Plüschpolster. Fräulein Richardy setzte sich auf dieses Polster nieder. Man konnte nun glauben, sie sitze zu den Füßen des Grafen.

„Ich wußte, daß Sie sich mit neuen Ideen tragen und bin sehr stolz darauf, von allen die erste zu sein, der sie offenbart werden."

„Und ich würde gewiß gar keine Ideen haben, wenn nicht der gütige Engel in meiner Nähe weilte und dem hilflosen Träumer die Anregungen bringen würde."

„Das Kompliment will ich mir — weil es unhöflich klingen möchte, Komplimente zu bekritteln — als Einleitung zu Ihrer neuen Dichtung gefallen lassen."

„Will meine Freundin immer noch zanken?"

Sie fuhr leidenschaftlich auf. Ihr Blick war heiß, welchen sie jetzt dem Patienten widmete.

„Ich verstehe mich selber nicht, Herr Graf, es treibt und wogt in mir, es ist eine glühende Flut in meinem Herzen, die die Ufer zerreißen will. Ich möchte etwas thun, vielleicht einen Menschen aus einem brennenden Hause retten, mein Leben um eine Kleinigkeit wagen — oder zanken mit irgend einem Menschen, oder am liebsten mit meinem Geschick, dem ich es nie verziehen, daß ich kein Mann bin."

„Sie sind nicht zufrieden?"

„O, ich war es nie."

„Das sagen Sie, die mir in so vielen schweren Stunden immer wieder das alte Lied von der Süßigkeit des Zufriedenseins mit Gott und seinem Geschick gesungen hat!"

„Gehen Sie nicht mit mir ins Gericht, ich bin schon wieder ruhig geworden. Mein Herz, mein Gemüt ist wie ein Vulkan, immer wieder nach Jahr und Tag rumort es darinnen. Jetzt ist es vorbei; Herr Leopold Pyrk, beginnen Sie mit Ihrem Drama."

„Es ist schwer, ein Weib zu verstehen, Fräulein Richardy, darüber sind sich Dichter und Philosophen einig. Auch ich glaube nicht, daß es mir beschieden ist, das Rätsel des Frauenherzens zu lösen."

„O wie leicht ist das!"

„Gut, ich lade Sie zu dieser Aufgabe ein. Mein Drama wird einen Konflikt behandeln, in dem das Rätsel eines Frauenherzens zu lösen ist."

Er griff hier nach einem Manuskript, welches aufgeschlagen vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

„Marquis Rau," begann Leopold von Pyrk, „hatte sich unter Franz dem ersten ausgezeichnet, war in einer Schlacht schwer verwundet worden und lebte nun, invalid geworden, schon Jahr und Tag zurückgezogen auf seinem Stammschloß in Avignon. Das Glück schenkte ihm in einer entfernten Seitenverwandten eine ebenso liebevolle wie aufopfernde Pflegerin. Mademoiselle Sousette war eine Dame von großen persönlichen und geistigen Vorzügen. Sie stand im Alter von etwa dreißig Jahren, während der Marquis deren sechs bis siebenunddreißig zählte. Diese Heldin meines Dramas liebte heimlich den Marquis mit einer bis zum Wahnsinn grenzenden Leidenschaft —"

Fräulein Richardy erschrak. Es war ihr zu Mut, als habe der Graf ihr ins Herz gegriffen und dort das Allerheiligste berührt."



Brückenschlag.

Der viele Tage anhaltende Stromregen hat dem See eine mächtige Menge Wasser zugeführt, welche immer höher stieg und den Brücken und Stegen arg mitspielte. Als Hans mit seinem Schwesterchen heute nach dem Klosterhof zu Tante Ulrike wandern wollen, finden sie den hölzernen Uebergang an einem Seitenlauf des Sees nicht mehr vor. Was aber thut das? Hans besinnt sich nicht lange, ein angeschwemmtes Stück Holz ist bald aufgefunden, ein zweites wird nicht fehlen, ebensowenig die Querlagen. Bald ist das Brückchen fertig, lustig geht es zur Tante und auf dem Rückwege wird der hölzerne Uebergang zum größten Teil in Mamas Küche wandern. Das Schwesterchen hilft dem Bruder trotz des Püpp.hen wacker mit.

„Und er liebte sie nicht?"

„Nein. — Als seine Gesundheit wieder so weit gekräftigt war, daß er Besuche empfangen und auf den benachbarten Schlössern solche machen konnte, begegnet ihm ein reizendes Mädchen von unbegreiflicher Schönheit. Sie ist aus guter Familie — und der Marquis verlobt sich mit ihr." —

Der Graf machte hier eine Pause, und als Fräulein Richardy kein Wort zu sagen hatte, fuhr er fort:

„Es wäre nun hier die Aufgabe des Verfassers, die Herzenskämpfe der Mademoiselle Sousette zu schildern, die zum entsagen verdammt ist. — Als deutscher Schriftsteller müßte ich, wäre meine Heldin ein deutsches Weib, sie ruhig vom Schauplatz abtreten lassen und sie das Entsagen lehren — aber Mademoiselle Sousette ist eine heißblütige Französin, die nicht entsagen kann und will."

„Sie will nicht, weil sie es nicht kann, ist das ein Rätsel?"

„Ganz recht, meine Freundin, das ist kein Rätsel — aber das Rätsel ihres Herzens liegt in der Handlungsweise, zu der sie sich hinreißen läßt. Gegen die unwiderstehlichen Reize der Anverlobten des Marquis ist sie machtlos, daher greift sie zu den Mitteln der Gewalt."

„Der Gewalt?"

Unmittelbar vor der bereits festgesetzten Hochzeit dringt Mademoiselle Sousette mit einigen Bewaffneten in das Zimmer des Grafen, läßt ihn gefangen nehmen und verbirgt ihn in einem Turmzimmer des alten Schlosses. Für die Welt ist der Marquis nun spurlos verschwunden; Mademoiselle Sousette triumphiert über die verwaiste Braut. Diese glaubt sich von ihrem Verlobten treulos verlassen und geht nach Paris."

„Was wird aus dem Marquis?"

„Er stirbt in der Gefangenschaft der Mademoiselle Sousette."

„Arme Mademoiselle," seufzte Fräulein Richardy, „es ist nicht genug, daß sie den schnöden Dank der Welt für ihre schlaflosen Nächte am Krankenlager des Marquis erntete, nein, sie muß auch noch jene Figur in diesem Drama abgeben, gegen die sich die Entrüstung des Publikums wendet. Nun fehlt nur noch, daß Sie aus der Aermsten ein recht häßliches Geschöpf gestalten und Sie üben alsdann eine poetische Gerechtigkeit, die zum Himmel schreit."

Leopold von Pyrk errötete. Dann ruhten seine großen dunklen Augen eine Weile forschend und fragend in dem bleichen, in jeder Linie erregten Antlitz des Fräuleins. Nun warf er das Manuskript auf den Tisch zurück.

(Forts. folgt.)



Zu unsern Bildern.

Nikita I., Fürst von Montenegro (S. 1). Der am 7. Oktober 1841 geborene Sohn des Woiwoden Mirko Petrowitsch gilt seinen Montenegrinern und einem großen Teil der Südslaven als ein nationaler Heros; geschickt weiß er sich diesen Nimbus zu wahren, aber er ist klug und erfahren genug, nicht vorzeitig aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Dazu trägt wohl auch der Umstand bei, daß Oesterreich in Bosnien und der Herzegowina in seinen eng aneinander geschlossenen Forts scharfe Grenzwacht gegen Montenegro hält, wodurch jeder kriegerischen Thätigkeit der „Falken vom Schwarzen Berge" von dieser Seite her ein fester Riegel vorgeschoben ist. Fürst Nikita vergißt übrigens über seine politischen Pläne nicht die Fürsorge für sein Volk, das, wie manche Anzeichen beweisen, in neuerer Zeit anfängt, sich gegen die Allgewalt seines Herrschers aufzulehnen. Als Zeichen der Unzufriedenheit sind die zunehmende Auswanderung der Montenegriner und die Verbannung hervorragender Woiwoden zu deuten, die es gewagt haben, eine Aenderung der bestehenden Verwaltung zu verlangen, welche dem Volk nur Pflichten auferlegt, aber keine politischen Rechte gewährt. Diese fortschrittlichen Regungen wird der Fürst wohl noch auf lange Zeit hinaus zu meistern verstehen. Fürst Nikita hat aus seiner Ehe mit Milena, der Tochter des Woiwoden Peter Vukotitsch, sieben Töchter und drei Söhne. Die älteste Tochter, Prinzessin Zorka († am 17. März 1890), war mit einem Prinzen Karagiorgiewitsch vermählt, der unter der Aegide seines Schwiegervaters eine Zeit lang als serbischer Thronerbe von sich reden machte. Die zweite ist mit einem Herzog von Leuchtenberg vermählt. Prinzessin Xenia, der Typus einer südslawischen Schönheit, gilt als zukünftige Gemahlin des jugendlichen Königs von Serbien. Es spinnen sich somit von dem bescheidenen Cettinje aus Fäden nach manchen Richtungen. Fürst Nikita ist auch ein ausgezeichneter Familienpolitiker. Der sieggekrönte Heerführer, der meisterliche Politiker, der nationale Heros ist — damit ihm nichts zur idealen Abrundung seiner Erscheinung fehle — auch ein auf den Höhen der heroischen Dichtung wandelnder Dichter! Ein in seiner Weise großer Fürst und — ein Poet dazu.



Ernst und Scherz.

Eine Musikkapelle von Verbrechern. Auf der Insel Numea, einer französischen Verbrecherkolonie, besteht eine Musikerkapelle, wie in ganz Ozeana kein besseres Orchester zu hören ist. Die Kapelle besteht aus 120 zu mehr oder minder langjähriger Deportation verurteilten Verbrechern. Der Kapellmeister ist ein wegen Todschlags zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteiltes ehemaliges Mitglied des Orchesters der Pariser Großen Oper. Zweimal wöchentlich, am Donnerstag und am Sonntag, hält diese Kapelle auf dem Hauptplatz des Ortes ein öffentliches Concert ab.

Aus Erfahrung. Elli: „Ich mag keinen Roman mehr lesen! Jedesmal hört er auf, wenn sie sich kriegen und es dann am schönsten wird." Vater: „Dumme Gans! Wer hat Dir denn gesagt, daß es da am schönsten wird?"

Unterm Pantoffel. Gar oft gebrauchen wir geflügelte Worte, ohne uns über deren Ursprung klar zu sein, und gar wunderbar ist es, wenn man nach der Entstehung so mancher Redensart forscht, wie weit man zurückgreifen muß, um ihren Ursprung zu ergründen. Eine wohl mit am häufigsten gehörte Redensart ist: „unterm Pantoffel stehen." Der schwäbische Augustiner-Mönch Benedict Anselmus berichtet über den Ursprung derselben folgendes: Papst und Kaiser hatten vor alten Zeiten nach langen, blutigen Kämpfen Frieden geschlossen. Zur Feier des Ereignisses wurden Feste und Turniere angeordnet, zu welchen die Blüte der damaligen Ritterschaft geladen wurde. Jeder der Turnierenden sollte entweder des Papstes oder des Kaisers Farben am Helm tragen. Ein tapferer Ritter, Polyphem „mit der eisernen Stirn" genannt, weigerte sich, mit einem dieser Zeichen in die Schranken zu treten; er wolle, erklärte er seiner Gemahlin, nur durch seine Thaten glänzen. Vergebens flehte ihn Frau Beatrice an, ihretwegen eins der Zeichen anzulegen. Als er ihr diese Bitte abschlug, brach sie in Thränen aus und behauptete, er liebe sie nicht. Der Ritter beteuerte das Gegenteil und erbot sich, seine Liebe im Kampfe gegen zwölf Ritter zu beweisen. Die Dame wollte davon nichts wissen; sie ging in ihre Kemenate und ließ den Ritter vor der versperrten Thür stehen. In diesem Augenblick ertönten die Trompeten zum Beginn des Turniers. Halb unbewußt ergriff der gewaltige Polyphem den kleinen, goldgestickten Pantoffel, den seine zürnende Ehehälfte in der Hast verloren hatte, und steckte ihn auf seinen Helm. Die Herolde riefen ihm zu: „Stellst Du Dich unter den Krummstab des Papstes oder unter das Scepter des Kaisers?" — „Unter den Pantoffel!" lautete die Antwort. Aus dem Kampfspiel ging Polyphem als erster Sieger hervor; als ihm nun des Kaisers Schwester den Kampfpreis, eine von ihr mit Gold gestickte Schärpe über die Schulter hängte, redete sie ihn an: „Herr Ritter, Ihr stellt Euch weder unter den Papst, noch unter den Kaiser; Ihr bedürft niemandes Schutz, Euch vermag kein Mann zu überwinden, aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch!" Dieses Wort wurde bald im ganzen Reich bekannt, und es zeigte sich da mit einemmal, daß der Pantoffel mehr Unterthanen habe, als Krummstab und Scepter zusammen.

Sprachbereicherung. „Warum bleibt denn unser Schriftführer Berg bei jedem seiner Toaste plötzlich stecken?" — „Er leidet an Toastma."

Falsch verstanden.

(Ein Schauspieler hat seinem Dienstmädchen anbefohlen, niemand vorzulassen, da er jetzt mit seiner Rolle zu thun habe. Kurz darauf kommt jemand, um den Künstler zu sprechen.)

Dienstmädchen: „Bedaure, der Herr hat jetzt keine Zeit, er rollt."

Buchstabenrätsel

von J. H.

Wer es ist, fühlt sich geflohen,
Freudlos, einsam, ungeliebt;
Doch den geistigen Heroen
Jede Zeit dies Wörtchen giebt.
Schreibt man's groß, ein s darunter
Wirds zum Sammelplatz verkehrt,
Wo man vor Geschrei mitunter
Selbst sein eignes Wort nicht hört.

(Auflösung folgt in Nummer 42.)

Nicht ganz richtig. Vater: Na, Kinder, wißt Ihr auch noch etwas vom Freischütz? Wie heißen denn die Hauptpersonen?" Kinder: „Max und . . ." Vater: „Nun, und . . .?" Hänschen: „Max und Moritz!"

Wortspiel-Rätsel.

Wirfst Du Dein Lösungsnetz aufs deutsche Land,
So wirst Du mich als Länderstrich erhaschen;
Im weitern habe, was wie ich benannt,
Stets reichlich Du im Körper und in Taschen.

Zweisilbige Scharade.

Ein jedes Werk, das Du vollbringst
Sei mit der ersten Silb' begonnen;
Viel Ruhm und Ehr, die zweite schafft,
Dem Maler der sie klug ersonnen.
Als Ganzes mögen Dir die Bienen,
Höchst weislich nicht die Drohnen dienen.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.